

Wert-Abspaltung statt Arbeitsreligion. Zu Roswitha Scholz'

Um mitten in einem dichten Wald eine neue Pflanzung anzulegen, wird man den Wald roden müssen, Vorhandenes mit Stumpf und Stil ausrotten, das Land umpflügen und neu bestellen. Dies scheint das Projekt von Roswitha Scholz im feministischen Theoriwald zu sein, insbesondere, wo es um die »Auseinandersetzung mit den prominenten theoretischen Versuchen von Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp, Elisabeth Beck-Gernsheim/Iлона Ostner und Frigga Haug« geht, »die die marxofeministische Theoriedebatte des deutschsprachigen Raumes in den letzten 20 Jahren entscheidend geprägt haben« (9), hinzu kommen Irmgard Schultz, Veronika Bennholdt-Thomsen, Christel Dormagen, Ursula Beer und viele andere. Die Rodungsarbeiten nötigen einigen Respekt ab. Die Autorin hat eine Menge Theorie zur Kenntnis genommen. Da sie nicht vorhat, sonderlich viel stehen zu lassen oder gar aus Vorhandenem zu lernen, Nützlichem aufzuheben, ist der Umgang mit den Texten und ihren Autorinnen entsprechend schonungslos und vor allem ermüdend. Die Eintönigkeit der verurteilenden Haltung wird dadurch aufgelockert, dass Scholz frech formuliert und unübersichtbar Ohrfeigen verteilt. Wir erfahren z.B. als ein erstes Resümé:

Man kann insofern einfach nicht umhin, festzustellen, dass Becker-Schmidt den stets auf das Ganze bezogenen emanzipativen Impetus der Frankfurter Schule mit einer systemimmanent genehmen soziologie-theoretisch-empiristischen Denkungsart zu verheiraten und dergestalt den kritischen Gestus Adornos in einen verdinglichten Wissenschaftsbetrieb einzupassen versucht. (63)

Oder:

Mit der Annahme einer Widerständigkeit, resultierend aus strukturellen Widersprüchen der >doppelten Vergesellschaftung<, affirmieren Becker-Schmidt/Knapp im Grunde die postmoderne Frau gewissermaßen als >eierlegende Wollmilchsau< und zementieren so die postmodern-patriarchalen Gesellschaftsverhältnisse. (64)

Und in der als »banak« bewerteten »Endlosaufzählerei« (67) sieht Scholz »eine wissenschaftliche Kleinkrämerei und Sauberfrau-Mentalität«, die sich »auch noch mit Adornos Kritik an der Identitätslogik« legitimiere.

Diese Kritik wird so nicht nur als Persilschein für ein im Grunde positivistisches Flohknackertum der Differenz und des >Differenzierens< benutzt, sondern man kann sich fast des Eindrucks nicht erwehren, dass sie als Rationalisierung für eine zwanghafte Exaktheits-Exaltiertheit herhalten muss, die selbst noch über die üblichen Maßstäbe des Wissenschaftsbetriebs hinauszuschießen trachtet — und dies gewissermaßen als Ersatz für die fehlende Kritik der basalen gesellschaftlichen Formzusammenhänge. — Insbesondere auch Gudrun-Axeli Knapp hat sich dabei ein Profil als notorische Bedenken-trägerin mit außerordentlichen Fieselfähigkeiten im feministischen Theorie-Diskurs erworben und einen Namen gemacht. So ist ihr der pingelige Nachweis, dass verschiedene feministische Theorien >identitätslogisch< verfahren würden, unübersichtbare Passion. (68)

¹ Scholz, Roswitha: Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats. Hordemann Verlag, Bad Honnef 2000, (190 S., br., 12,30€)

Becker-Schmidt bildet so etwas wie ein Zentrum der Abstoßung und wird im gesamten Buch immer wieder als negatives Beispiel bemüht, was sich daraus erklärt, dass Scholz sich ebenso wie diese Adornos Überlegungen zur Identitätslogik verpflichtet fühlt bzw. diese beerben möchte. — Von Ursula Beer heißt es eher umstandslos, sie komme »nicht auf die Wesensbestimmung des warenproduzierenden Patriarchats auf der Ebene der basalen gesellschaftlichen Form« (83). Frigga Haug werden mit dem Versuch, Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse zu fassen, zwar einige gute Noten und Sympathiewert zugesprochen (85ff), aber auch sie kann nicht in die neue Pflanzung aufgenommen werden, da bei ihr »das alte Basis-Überbau-Schema am Werk« sei, ebenso »ein fragwürdiger >materialistischer< Universalismus«, der sich »überhistorisch geriert«, (86) sie »altmarxistisch den >real existierenden Sozialismus< für bare Münze nimmt«, auf den »Klassenbegriff rekurriert«, »die Schere zwischen arm und reich auch in den Industrieländern ignoriert« (87) und schließlich »einem Arbeits- bzw. Produktionsfetisch anheimfällt, indem sie diese marxischen Begrifflichkeiten überdehnt und sie inflationär anwendet« (90) und »in einem produktivistischen Zentrismus befangen« bleibt (92), »letztlich sozialdemokratisch und marktgläubig« (98). Eine gewisse Schonung erfahren auch Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner, die als »Haug vergleichbar« jedoch durch Rekurs auf Tausch und Warenproduktion eher noch Anwärtnerinnen für die neue Schonung sein könnten. Diese teils vereinnahmende teils rigoros abweisende Einschätzung setzt im Grunde voraus, dass Sinn und Inhalt der neuen Anpflanzung, der das Alte weichen muss, bekannt sind. Schließlich bestimmt die neue Theorie, was eigentlich von den Theoretikerinnen referiert wird und erhellt somit zugleich, warum sich aus den so arbeitsintensiv hergestellten Referaten so wenig lernen lässt. Sie alle stehen nämlich unter der allgemeinen Prüffrage, ob sie die »Wert-Abspaltungstheorie« und die »fundamentale Wertkritik« verstanden haben und anwenden. Etwa so: »Ein fundamentaler Unterschied zur Wert-Abspaltungstheorie besteht darin, dass Haug genauso wenig wie Ostner hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses systematisch auf die Begriffsebene des gesamtgesellschaftlichen (fetischistischen) Formprinzips im warenproduzierenden Patriarchat kommt.« (91f) Beer und Becker-Schmidt hätten nicht gesehen, dass in »der Zerfallsphase der Wert-Abspaltungsgesellschaftung [...] >klassisch< moderne patriarchale Strukturen, Subjektivitäten, Identitäten usw. Transformationen durchmachen« (84), wobei letztere auch noch »weit davon entfernt [ist], das geforderte Abstraktionsniveau des Formprinzips der Wert-Abspaltung zu erklimmen« (72). Oder: »Natürlich halte ich die Wesensbestimmung hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses bei Ostner für defizitär [...] vielmehr müsste an dieser Stelle der Begriff der Wert-Abspaltung als Formprinzip des warenproduzierenden Patriarchats stehen.« (70)

Was aber meint Wert-Abspaltung als allgemeines Grundprinzip und theoretisches Interesse, Erkenntnis und Forschungsanleitung? Die Begriffserklärung findet sich im ersten Teil des Buches einleitend, im zweiten Hauptteil als Maß, an dem alle Theorien ihren Offenbarungseid leisten müssen, im dritten und vierten Teil schließlich wird das eingangs Ausgeführte durch Berichte über feministische Theorien in der Postmoderne und zur Globalisierung aktualisiert.

Scholz baut an die »fundamentale Wertkritik« von Robert Kurz (1991) an. Wert werde bei ihm nicht »positiv aufgenommen« (13) als die in einem Produkt

verausgabte Arbeitskraft, sondern »als Ausdruck eines Fetischverhältnisses verstanden und kritisiert« (13). Aus der marxischen Kritik der politischen Ökonomie, insbesondere aus dem Fetischcharakter der Ware (*Kapital*, Bd. 1) wird herausgehoben, dass die Produzenten in warenproduzierenden Gesellschaften weder nach einem sinnvollen Plan produzieren, noch ihre Arbeitskraft für etwas verausgaben, an dem ihnen selbst gelegen ist, sondern, vermittelt über den Markt, isoliert voneinander sich erst über den Austausch als gesellschaftliche Wesen betätigen. Entsprechend erscheinen ihnen ihre Beziehungen als sachliche oder verdinglichte Verhältnisse, die durch Geld gesteuert werden. »Auf diese Weise kommt es immer wieder zu einer Fehlsteuerung der Ressourcen, zu Krisen und gesellschaftlichen Katastrophen.« (13) Daraus folge, dass die »Kritik des Fetischismus« nicht erst mit dem Kapitalismus sondern schon auf der Ebene von Warenproduktion, Wert, abstrakter Arbeit und Geldform anzusetzen habe. Scholz bezeichnet dies als »die eigentliche Radikalität der marxischen Theorie« (14), an der der bisherige Marxismus gescheitert sei, weil er es unterließ, das »Gefängnis des warenproduzierenden Systems zu sprengen« (14). Die Wendung erlaubt es, Kapitalismus und den warenproduzierenden Sozialismus in gleicher Weise zu kritisieren; und sie erlaubt es, Marx so fortzuschreiben, dass aus der kapitalistischen Produktion eine Selbstbewegung des Geldes wurde, in der »Gebrauchswert obsolet« wurde, konkrete Arbeit nicht mehr zählt und also die »abstrakte Arbeit (Mehrwert)« eine Art »tautologischer Reproduktionsbewegung und Selbstreflexion des Geldes« vollzieht (Kurz 1991, 18, Scholz, 15). Mit diesen Bestimmungen ist der analytische Rahmen hergestellt, in dem das Bild der fundamentalen Wertkritik aufleuchten kann: die menschliche Arbeitskraft wird Ware, das menschliche Produktionsvermögen fremdbestimmt, die Produktionstätigkeit selbst abstrakte Arbeit, abgetrennt von dem Lebenszusammenhang und den Bedürfnissen der Produzenten. Wer jetzt noch an Arbeit hängt, sie gar ins Zentrum seiner Gesellschaftsanalyse stellt, verfehlt die fundamentale Wertkritik, nach der Arbeit abgeschafft gehört — wie dies eine Formulierung beim jungen Marx ist.

Scholz erkennt, dass die kurzsche Kritik »dem Geschlechterverhältnis« (17) gegenüber indifferent bleibt und führt die Überlegungen weiter zur Kritik der feministischen Debatten um Hausarbeit. Hausarbeit in ihrer modernen Form sowie das Problem, dass diese nicht in der marxischen Werttheorie auftauche, dass es mithin außer den wertförmig organisierten Produktionen noch eine Reihe von Tätigkeiten wie Kindererziehung, Pflege usw. gebe, die gewöhnlich Frauen zufallen, sind Ausgangspunkt ihrer »Wert-Abspaltung«-These.

In die abgespaltenen Tätigkeiten, die nicht zuletzt auch menschliche Zuwendung, Betreuung, Pflege bis hin zu Erotik, Sexualität, >Liebe< umfassen, gehen Gefühle, Emotionen und Haltungen mit ein, die der >betriebswirtschaftlichen< Rationalität im Bereich der abstrakten Arbeit entgegengesetzt sind und sich der Arbeitskategorie widersetzen. (18)

Diese Dimensionen werden vom Wert abgespalten, aber indem dies so ist, sind sie nur die andere Seite der Wertverkehrung: »Die Abspaltung ist der Wert und der Wert ist die Abspaltung.« (18) Daraus folgt, dass an all diesen Phänomenen kein gutes Haar gelassen werden kann, da sie dem gleichen verhängnisvollen Gesamtzusammenhang entstammen. So kann verbreitete Hoffnung auf Gebrauchswerte

zurückgewiesen werden — »Vom Standpunkt der Wert-Abspaltung aus ist der Gebrauchswert-Begriff somit gewissermaßen selbst Teil des abstrakt-androzentrischen Warenuniversums.« (20) Ebenso ist von den Tätigkeiten jenseits des betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Kalküls nichts zu erwarten, denn »das weiblich Abgespaltene ist so das Andere der Warenform«, es hat nicht »abstrakte Form«, sondern »abstrakte Formlosigkeit«. Warenform und Abgespaltenes ergeben eine »negative Einheit«, (21), beide sind »kapitalistisch gesellschaftsimmanent« (22). Die »postmoderne Entwicklung des warenproduzierenden Patriarchats« zeige »Verwilderung« im globalen Maßstab; entsprechend gelte es, »Wert, Warenform, Marktwirtschaft, abstrakte Arbeit und Abspaltung« aufzuheben, die »warenproduzierenden Gesamtverhältnisse« »materiell«, »ideell« und »sozialpsychologisch« zu überwinden. (23)

Es liegt auf der Hand, dass solche radikale Infragestellung ein guter Ausgangspunkt ist, von dem her sich alle Versuche, im Hier und Jetzt Handlungsalternativen zu ersinnen, als etwas verblödet darstellen. Gegen meinen Versuch, »die Produktion des Lebens« und die entsprechende Zeitlogik in eine Gesamtanalyse aufzunehmen, der im übrigen auf weiten Strecken ausnahmsweise positiv und als für die Wertabspaltungs-Theorie geeignet referiert wird, behauptet Scholz, es ginge in einer Zeit, in der die >abstrakte Arbeit< obsolet wird, in einem viel umfassenderen Sinne darum, sowohl die Erwerbsarbeit als auch die >Hausarbeit< als solche radikal in Frage zu stellen, also jedwede bornierte Existenz im warenproduzierenden Patriarchat zu negieren, und nicht auch sonst noch alles Mögliche im Gebrauch des Produktions- und Arbeitsbegriffs zu verdinglichen (91).

Es gehe nicht »bloß um eine >Beschränkung des Gewinnerhöhungsmotivs< [...] (ein immer schon gescheitertes und kaum noch glaubwürdiges Unterfangen), sondern um dessen völlige Abschaffung« (99). Neben dem Umstand, dass die politischen Kämpfe von mehr als 200 Jahren um eine soziale »Einbettung« der Profitproduktion hier großzügig durch ein einziges Wort als unsinnig vernichtet werden, drängt sich die Frage auf, wie denn, wenn schon Reformen nicht greifen, die »völlige Abschaffung« gelingen soll und welche Perspektive folgt. Es gibt dazu keinerlei Hinweise außer der Diskursarbeit selber; wenden wir uns also dieser zu.

1. Die vollständige Verurteilung der warenproduzierenden Gesellschaften als von Grund auf verkehrt und in allen Dimensionen als so verfehlt, dass noch einmal von vorn angefangen, also davor zurückgegangen werden muss, gehorcht der Logik des Sündenfalls, zeichnet ein einfaches Weltbild des Falschen, demgegenüber Gestaltungsversuche, eigentlich Politik überhaupt als beschränktes Stümpertum sich offenbaren müssen, das die Radikalität der Negation noch nicht begriffen hat. Es geht nicht um Widersprüche, Produktivkräfte, Produktionsverhältnisse und deren Entwicklung, sondern um die Einsicht, dass in der Realität nichts zu holen ist, weil alles dem Wert verfallen ist. Das ist natürlich nicht Marx, der in den Theorien über den Mehrwert eben solche Denkweisen kritisierte, die

mit den bürgerlichen Ökonomen die Borniertheit [teilen], die gegensätzliche Form dieser Entwicklung mit ihrem Gehalt selbst zu verwechseln. Die einen wollen den Gegensatz verewigen seiner Frucht wegen. Die anderen sind entschlossen, um den Gegensatz loszuwerden, die in dieser antagonistischen Form herangewachsenen Früchte aufzuopfern (MEW 26.3, 257).

So kann man nirgends bei Marx nachlesen, dass er »abstrakte Arbeit« abschaffen wollte oder ihre Abschaffung vorhersah, da sich dieser Ausdruck auf den Umstand bezieht, dass in die Gebrauchswertproduktion Arbeitskraft eingeht, was immer gilt. Marx führt dies in der einfachen Warenproduktion vor. Problematisch wird es erst, wenn dieser Umstand zum Regelungsprinzip der Gesellschaft wird, hinter dem die Frage, was produziert wird, als weniger wesentlich verschwindet, wenn nur ein Profit dabei herauspringt, also Mehrwert angeeignet werden kann. Ebenso unsinnig ist es für Marx, den Gebrauchswerten als Bestandteil der Ware Lebewohl zu sagen, weil sie dem Tauschwertdenken unwesentlich sind. Ohne Gebrauchswerte lassen sich Waren nicht auf den Markt bringen, ebensowenig wie ein Kuchen als Ware seine Essbarkeit verliert. Die Produzenten wiederum besitzen selbstverständlich auch als Lohnarbeiter Qualifikationen, sind stolz auf ihre Produktion und nicht schlechterdings abstrakt, gleichgültig, fremd. Marx wirft vielmehr das Problem auf, dass in warenproduzierenden Gesellschaften — und zugespitzt in kapitalistischen, in denen sich diese Form verallgemeinert hat — die Entwicklung widersprüchlich vorangetrieben wird und diese Widersprüche auch die Menschen selbst durchziehen. Verknappt gesprochen könnte man sagen: je mehr sie füreinander arbeiten, statt jeder für sich, desto mehr entzieht sich diese Kooperation ihrem assoziierten Zugriff. Aber es bleibt Vergesellschaftung der Arbeit, die die bornierten Schranken vorhergehender Produktionsweisen überwindet, die Produktivkräfte entwickelt, damit die Abhängigkeit von den Naturschranken verringert. Dazu gehört etwa die Verkürzung der Arbeitszeit, die notwendig ist, um das Überlebensnotwendige zu sichern. Die Verallgemeinerung der Arbeit wird auch der Schritt zur Weltgesellschaft, freilich planlos, rastlos, bewusstlos und krisenhaft. Marx formulierte für diese widersprüchliche Entwicklung, dass »die Entwicklung des Kapitals selbst mit dieser äußersten Form des Gegensatzes und Widerspruchs die Produktion, wenn auch in entfremdeter Form, in gesellschaftliche verwandelt« (MEW 26.3, 309). Die »Umwälzungsfermente der alten Gesellschaft [...] sind daher gleichzeitig die Bildungselemente einer neuen« (MEW 23, 526). Entsprechend ist in allen Punkten am Widerspruch anzusetzen, dass mit jedem kapitalistischen Fortschritt, der eine Fessel sprengt, eine andere angelegt wird, sodass so etwas wie der Auftrag unaufhörlicher Bewegung und Daueranalyse ergeht, statt sich mit einfachen Formeln die Welt ein für allemal zurechtzulegen.

Dagegen ist die Verkündung des warenproduzierenden Verhängnisses so etwas wie ein Aufruf, bloß noch dagegen zu sein und zwar gegen alles, was existiert. Radikal ohne Anstrengung des Begriffs, auch ohne Taten, wäre das die Faszination solchen Denkens, die Anhänger schafft?

Der Vorwurf, hier würde Marx falsch interpretiert, würde Scholz allerdings nicht bekümmern. Denn von Kurz übernimmt sie, dass es bei Marx solche Passagen gibt, eben das Fetischkapitel aus *Kapital* 1 z.B., an das man zum Teil anknüpfen kann, während alles Störende als altmarxistisch oder arbeiterbewegungsmarxistisch auf den Müllhaufen gehört. Modernes Denken im Anschluss an Marx überwindet ihn ganz einfach.

2. Es gibt eine weitere Dimension in der Diskursarbeit, die auf Zustimmung in einem vorbereiteten Feld rechnen kann: nennen wir es die Verwechslung von Realität und Begriff. Das lässt sich in der gegenwärtigen Diskussion kaum sprechen,

weil der intellektuelle Zeitgeist zu wissen glaubt, dass es >Wissen< und >Realität< nicht gibt, sondern in der Deutung die Bedeutung von Realität entsteht. Wie aber soll man etwa einen Satz wie den folgenden, von denen es zahlreiche gibt, wirklich begreifen: »... wobei gerade seit 1989 die Logik von >Lohn, Preis und Profit< (Marx), also die Fetischform des >Werts<, just in der Epoche ihres endgültigen Obsoletwerdens objektiv und normativ nahezu alles bestimmt« (121)? Da steckt Marx als Token oder Werbespruch im Satz, auf dem ein einfaches, wenn auch verbreitetes Theorieprodukt aufsattelt: die Obsoletheit des Wertes, das ganz gegen alle Realität davon ausgeht, dass in den modernen Gesellschaften nicht mehr gearbeitet wird, also kein Mehrwert produziert, also keiner angeeignet werden kann, also die verbleibenden Menschen von >Immateriellem< leben und zugleich, dass diese Verwandlung, die ja nur in der Theorie geschehen kann, mit ihrem Gegenteil einhergeht, mit einer Dominanz des Werteredes?

Es leuchtet in dieser gespenstischen Theoriearena ein, dass der Stellenwert der Kritik radikal verschoben wird. Kritik heißt keineswegs Aufhebung, auch nicht >retten, was möglich ist<, auch nicht Verschiebung von Fragestellungen oder Eröffnung eines anderen Frageraums. Kritik, und jetzt wird auch der Umgang mit den feministischen Theorien verständlich, meint das Niedermachen von allem, was den eigenen Gedanken nicht gehorcht. Kritik wird eine Art Bannfluch. Dies geschieht selbst dann, wenn über einige Absätze ein Referat zustimmend scheint und zur Information dienen könnte, um dann als krönenden Abschluss festzustellen:

Obwohl Schultz [...] die Frau als >Kleine Selbständige< in ihrer postmodernen Frauenexistenz keineswegs rosig darstellt, kommt es jedoch auch ihr merkwürdigerweise nicht in den Sinn, diese Existenz gesellschaftskritisch-radikal in Frage zu stellen. [...] Damit positiviert auch Schultz [...] das postmoderne Geschlechterverhältnis und schreibt es fest (134),

statt einen »fundamentalen Systembruch« (136) zu verlangen. Oder Bennholdt-Thomsen und wieder Becker-Schmidt »affirmieren beide die postmodernen Geschlechterverhältnisse im barbarischen Erosionsprozess der (Welt-)Gesellschaft« (146). Und Christel Dormagen, die offenbar »die Wertenspaltung [...] als starre Struktur, die selbst keine Geschichte hat« kritisiert (146), hat sich damit selbst ins Abseits gestellt.

Aber kann solches verurteilende Argumentieren über eine Sekte hinaus Mitstreiter finden? Was macht solches Denken für bestimmte Leute anziehend? Es ist radikal negativ, zugleich nonkonformistisch und Heilsversprechen. Indem es von eingreifendem Denken und ebensolchen Taten entbindet, entlastet es einen, ohne dass man zugleich auf Kritik in jenem Verdammungssinn verzichten muss. Zudem hat Scholz eine große Menge von feministischen Theorien gelesen und mehr oder minder aus dem Weg geschafft, wie der Finger von >Glove< im Yellow Submarine, sodass mögliches Unbehagen bei dem einen oder anderen Text ein für allemal beseitigt scheint. Es eignet sich mithin für Leute, die ohne Mühe etwas ganz anderes wollen ohne sich dabei die Hände schmutzig oder Kopfschmerzen zu machen.

Roswitha Scholz schließt ihr Buch mit einem beschwörenden Versprechen: Ohne ein

nicht-totalitäres, kritisches Verständnis der postmodern-patriarchalen Totalität, das —
scheinbar paradox — gerade in der Zerfallsepoche des warenproduzierenden Patriarchats

notwendig ist, kann gegenwärtig weder geklärt werden, was auf der Ebene des gesellschaftlichen Formprinzips noch was empirisch >der Fall< ist, und erst recht nicht, welche Möglichkeiten einer zivilisatorischen Aufhebung der negativen Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung samt der dazugehörigen heterosexuellen Dominanz bestehen. (182)

Die »Möglichkeiten« müssen in meinem Exemplar des Buches getilgt gewesen sein, vermutlich ein Produkt des Zerfalls des warenproduzierenden Patriarchats, gewissermaßen eine Löschung des Gebrauchswerts.